



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2019

Trends als Forschungsthema? Einordnung, Relevanz und Repräsentativität in der empirisch-kulturwissenschaftlichen Themenbegrenzung

Groth, Stefan

Abstract: Makro-Trends sind Annahmen gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen und Handlungslogiken, die in unterschiedlichen Praxisfeldern und Deutungsrahmen ihre Wirkung entfalten und über die im öffentlichen Diskurs prognostische Einordnungen vorgenommen werden. Der vorliegende Beitrag untersucht an einem Beispiel aus der Arbeitskulturrenforchung, wie Bezüge auf solche Trends und dazugehörige Theorien in der Empirischen Kulturwissenschaft ausgestaltet sein können und thematisiert dabei Fragen der Einordnung, Relevanz und Repräsentativität.

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-162166>

Book Section

Published Version



The following work is licensed under a Creative Commons: Attribution-NonCommercial 4.0 International (CC BY-NC 4.0) License.

Originally published at:

Groth, Stefan (2019). Trends als Forschungsthema? Einordnung, Relevanz und Repräsentativität in der empirisch-kulturwissenschaftlichen Themenbegrenzung. In: Heimerdinger, Timo; Näser-Lather, Marion. *Wie kann man nur dazu forschen? : Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie*. Wien: Verein für Volkskunde, 149-170.

Trends als Forschungsthema?

Einordnung, Relevanz und Repräsentativität in der empirisch-kulturwissenschaftlichen Themenbegrenzung

Makro-Trends sind Annahmen gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen und Handlungslogiken, die in unterschiedlichen Praxisfeldern und Deutungsrahmen ihre Wirkung entfalten und über die im öffentlichen Diskurs prognostische Einordnungen vorgenommen werden. Der vorliegende Beitrag untersucht an einem Beispiel aus der Arbeitskulturenforschung, wie Bezüge auf solche Trends und dazugehörige Theorien in der Empirischen Kulturwissenschaft ausgestaltet sein können und thematisiert dabei Fragen der Einordnung, Relevanz und Repräsentativität.

Einleitung

Makro-Trends sind Annahmen gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen und Handlungslogiken, die in unterschiedlichen Praxisfeldern und Deutungsrahmen ihre Wirkung entfalten und über die im öffentlichen Diskurs prognostische Einordnungen vorgenommen werden. Auch in der Empirischen Kulturwissenschaft dient die Bezugnahme auf Makro-Trends dazu, als gesellschaftlich relevant erscheinende Phänomene und Entwicklungen über fachspezifische Zugänge in den Blick zu nehmen und zu analysieren. Diese kann entweder auf die diskursive gesellschaftliche Konstruktion von Trends als Trends gerichtet sein, oder sie geht auf deren inhaltlichen Elemente ein und beschäftigt sich näher mit einzelnen Aspekten der damit zusammenhängenden Entwicklungen und ihren Auswirkungen auf spezifische Lebenswelten. In der Empirischen Kulturwissenschaft ist die Beschäftigung mit verschiedenen (global-)gesellschaftlichen Trends gegenwärtig und in

der Fachgeschichte feststellbar: Von stärker begrenzten Debatten über den „Folklorismus in unserer Zeit“¹ und Diskussionen über den später einsetzenden Heritage-Boom² sind ebenso als epochal begriffene Entwicklungen wie Neoliberalismus³ und Mobilitätsparadigmen⁴ im Fach aufgegriffen worden. Der inhaltliche Bezug auf Makro-Trends ist dabei von einer Vielzahl unterschiedlicher Faktoren abhängig, die einen Einfluss darauf haben, ob und wie intensiv die Beschäftigung mit bestimmten Trends in der Empirischen Kulturwissenschaft gestaltet ist. Erkenntnistheoretische und methodische Perspektiven spielen dabei ebenso eine Rolle wie fachgeschichtliche Gründe, forschungsstrategische Überlegungen, Reflexionen über die gesellschaftliche oder disziplinäre Relevanz eines Themas, persönliche Interessen und institutionelle Rahmenbedingungen. Die unterschiedliche Gestaltung von Bezügen auf Makro-Trends zeigt sich an einer fachspezifisch und forschungspolitisch begründeten oder begründbaren Behandlung des Gegenstandes, die sich in Publikationen entsprechend niederschlägt. Zuspitzen lässt sich der Aspekt der Makro-Trends im forschungs- und themenpolitischem Kontext dabei auf die Frage, welche Großtrends als Gegenwartsdiagnosen benannt werden und inwiefern beziehungsweise in welchem Ausmaß sie genau herangezogen werden: als Plausibilisierung des Entdeckungszusammenhanges,⁵ also als Erzählung

- 1 Vgl. z. B. Hans Moser: Vom Folklorismus in unserer Zeit. In: Zeitschrift für Volkskunde 58, 1962, S. 177–209.
- 2 Vgl. z. B. Regina Bendix: Heritage Between Economy and Politics. An Assessment from the Perspective of Cultural Anthropology In: Laurajane Smith, Natsuko Akagawa (Hg.): Intangible Cultural Heritage, London 2009, S. 253–269.
- 3 Vgl. z. B. Sabine Hess, Johannes Moser (Hg.): Kultur der Arbeit – Kultur der neuen Ökonomie. Kulturwissenschaftliche Beiträge zu neoliberalen Arbeits- und Lebenswelten. Graz 2003.
- 4 Vgl. z. B. Reinhold Jöhler u. a. (Hg.): Mobilitäten: Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung. Münster 2011.
- 5 Unter Entdeckungszusammenhang wird die Phase vor einem Forschungsprozess verstanden, in der ein Thema entdeckt und mögliche Fragestellungen sowie Schwerpunktsetzungen eruiert werden. Für diese Phase werden Werturteile, die außerhalb der wissenschaftlichen Logik stehen können – persönliches Interesse, gesellschaftliche Relevanz, strategischer Wert – prinzipiell als legitim erachtet. In Ergänzung hierzu bezeichnet der Begründungszusammenhang den eigentlichen Forschungsprozess und der Verwertungszusammenhang die Verwendung von Forschungsergebnissen. Diese drei miteinander zusammenhängenden Konzepte sind auch vor dem Hintergrund der unterschiedlichen Studien zur volkswissenschaftlichen

über die Relevanz eines bestimmten Themas für gegenwärtige gesellschaftliche Entwicklungen und für gegenwärtige Fachdiskussionen? Oder auch als Einordnung spezifischer empirischer Forschungen in Makro-Trends? Daran schließt die methodologische Frage an, wie die Identifizierung von Trends stattfindet – auf Grundlage empirischer Daten oder auf Grundlage vornehmlich theoretisch gelagerter Gegenwartsdiagnosen, deren empirische Sättigung nicht immer gegeben ist?

Der vorliegende Beitrag untersucht diese Fragen anhand eines gegenwärtig stark diskutierten Beispiels aus dem Bereich der Arbeitskulturforschung. In diesem Bereich lassen sich seit einigen Jahren disziplinäre und transdisziplinäre Debatten ausmachen, in denen die Theorie des kognitiven Kapitalismus und damit verbundene Konzepte wie immaterielle Arbeit, emotionale Arbeit, Wissensarbeit, Ästhetisierung, Informatisierung und Kreativitätspostulate zentral referenziert werden. Mit dem Begriff des kognitiven Kapitalismus⁶ werden dabei Prozesse beschrieben, in denen sich die Modalitäten der Arbeitsorganisation, aber grundlegender auch Subjektivierungsformen oder Vorstellungen von Arbeit und Freizeit verändern und Wissen in seinen unterschiedlichen Formen zu einer maßgebenden Ressource wird. Verknüpft ist diese Referenzierung mit der Diagnose, dass sich Arbeit gegenwärtig unter den Bedingungen des Postfordismus gestaltet, also beispielsweise Anforderungen an ArbeitnehmerInnen stellt, flexibler oder eigeninitiativ zu sein.⁷ In Anknüpfung an die ein-

Wissensproduktion in den letzten Jahrzehnten sowie zur Kulturanthropologie und Soziologie des Wissens insgesamt einzuordnen. Hier sind fachgeschichtliche, institutionelle und personale Gründe für die Behandlung bestimmter Themen diskutiert worden, ebenso auch die Verschränkung von Entdeckungs-, Begründungs- und Verwertungszusammenhang. Antonia Davidovic-Walther, Michaela Fenske, Lioba Keller-Drescher: Akteure und Praktiken. Explorationen volkskundlicher Wissensproduktion. In: Antonia Davidovic-Walther u. a. (Hg.): *Volkskundliches Wissen: Akteure und Praktiken*. Berlin 2009, S. 6–14.

- 6 Vgl. einführend Isabell Lorey, Klaus Neundlinger: *Kognitiver Kapitalismus. Von der Ökonomie zur Ökonomik des Wissens*. Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Kognitiver Kapitalismus*. Wien 2012, S. 7–55; Hanno Pahl, Lars Meyer (Hg.): *Kognitiver Kapitalismus. Soziologische Beiträge zur Theorie der Wissensökonomie*. Marburg 2007.
- 7 Vgl. einführend Irene Götz: *Fordismus und Postfordismus als Leitvokabeln gesellschaftlichen Wandels. Zur Begriffsbildung in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Arbeitsforschung*. In: Irene Götz u. a. (Hg.): *Europäische Ethnologie in München. Ein kulturwissenschaftlicher*

gangs aufgeworfenen Möglichkeiten, wie auf solche Makro-Trends in empirisch-kulturwissenschaftlicher Forschung Bezug genommen wird, lässt sich damit fragen: Werden die gegenwärtigen Diagnosen über den kognitiven Kapitalismus⁸, die Ästhetisierung der Arbeit⁹ und die damit verbundenen Theorieentwürfe und sozialgeschichtlichen und soziologischen Studien zum Beispiel bei Richard Florida¹⁰, Yann Moulier-Boutang¹¹, Andreas Reckwitz¹² und anderen genutzt, um ein Interesse an einem spezifischen Feld, für das diese Diagnose auch vermutet wird, zu begründen? Oder, und das wäre ein weiterer Schritt, finden diese Bezüge auf Gegenwartsdiagnosen und Theorieentwürfe auch Einzug in die jeweiligen Begründungszusammenhänge und dienen entsprechend auch dazu, die subjektiven Interpretationen, Orientierungen und Handlungen von Akteuren im Feld zu deuten und zu plausibilisieren? Werden also empirisch-kulturwissenschaftliche Zugriffe auf Felder und Akteure vor dem Hintergrund der Thesen des kognitiven Kapitalismus interpretiert? Die erste Herangehensweise nutzt bestehende Theorieentwürfe und damit zusammenhängende Debatten, um eigene Forschungen in einen interdisziplinären Kontext einzubringen, in dem ähnliche Fragestellungen thematisiert werden. Die zweite Herangehensweise hingegen ordnet empirisches Material und befragt es darauf, inwieweit sich Diagnosen aus dem Kontext solcher Theorieentwürfe in untersuchten Feldern finden lassen. Diese Unterscheidung erschöpft sich nicht in der Trennung von induktiven und deduktiven Ansätzen, wiewohl sie damit natürlich verknüpft ist. Neben der Frage, ob hypothesengeleitet geforscht wird oder nicht, geht es hier darum, welche Perspektive eingenommen wird, wie die Bestimmung der Relevanz eines bestimmten Themas vorgenom-

Reader. Münster 2015, S. 25–52; Irene Götz: Sensing Post-Fordist Work Life. Recent Perspectives in the Ethnography of Work. In: *Ethnologia Europaea* 41 (1), 2013, S. 68–87.

- 8 Gertraud Koch, Bernd Jürgen Warneken (Hg.): *Wissensarbeit und Arbeitswissen. Zur Ethnografie des kognitiven Kapitalismus*. Frankfurt a. M. 2012.
- 9 Ove Sutter, Valeska Flor (Hg.): *Ästhetisierung der Arbeit. Kulturanalysen des kognitiven Kapitalismus*. Münster 2017.
- 10 Richard Florida: *The Rise of the Creative Class. And How It's Transforming Work, Leisure, Community and Everyday Life*. New York 2002.
- 11 Yann Moulier-Boutang: *Cognitive Capitalism*. London 2012.
- 12 Andreas Reckwitz: *Die Erfindung der Kreativität*. Frankfurt a. M. 2012.

men wird und inwieweit Annahmen bestimmter Makro-Trends als gesetzt gelten. Dies ist insofern eine wichtige Ergänzung, als dass zum Beispiel Fragmente der Theorie des kognitiven Kapitalismus in vielen Praxisfeldern vorkommen – die starke diskursive Bearbeitung des Themas in Öffentlichkeit und Wissenschaft wie auch die pragmatische Einführung von einzelnen Organisationskonzepten haben den Effekt, dass die Suche nach Elementen des Postfordismus, der Ästhetisierung, der Entgrenzung usw. in den meisten Feldern auch Ergebnisse mit sich bringen wird.¹³ Entsprechend ist die Isolierung oder Herauspräparierung solcher Elemente nicht zwangsläufig ein deduktives Vorgehen, sondern kann auch als forschungspragmatische Einordnung verstanden werden, die bestimmte Aspekte besonders hervorhebt.

Beide Herangehensweisen lassen sich in der fachlichen Auseinandersetzung beobachten, sowohl in ablehnend-kritischer Bezugnahme auf die Theorie des kognitiven Kapitalismus wie auch in der Interpretation von Praktiken und subjektiven Sichtweisen *durch* eine affirmativ-überprüfende Lesart. Dies ist sicherlich begünstigt durch entsprechende Schwerpunktsetzungen von Tagungen, Calls for Papers und andere wissenschaftliche Formate, die den themenpolitischen Trend der Theorie des kognitiven Kapitalismus in seinen unterschiedlichen Facetten aufgreifen. So machte die 17. Arbeitstagung der dgv-Kommission Arbeitskulturen die „Ästhetisierung der Arbeit“ zum Thema; die Ankündigung zur 16. Arbeitstagung der Kommission („Die mentale Seite der Ökonomie: Care-Management, Gefühl, Empathie“) setzte das „postfordistische Arbeitsparadigma“ zentral; die 15. Arbeitstagung zu „Kulturen und Regimes von Wissensarbeit und Arbeitswissen“ fokussierte den kognitiven Kapitalismus.¹⁴ Das Großthema „Postfordismus“ ist im Fach über Tagungen,

13 Diese Tendenz wird insbesondere in der Kognitionspsychologie als „confirmation bias“ oder Bestätigungsfehler beschrieben, also als Neigung, verfügbare Informationen so zu interpretieren, dass sie bereits bestehende Annahmen bestätigen. Im hier diskutierten Zusammenhang geht es jedoch weniger um einen solchen kognitiven Fehlschluss, sondern um eine forschungspolitische Setzung. Diese kann zwar über methodologische Triangulationsverfahren eingeordnet und abgeschwächt werden, aber als meist reflektierte Schwerpunktlegung nicht ausgeräumt werden.

14 Diese Behandlung von Aspekten, die dem Konzept des Postfordismus zuzuschlagen sind – Flexibilisierung, Subjektivierung, Entgrenzung,

Publikationen, Qualifikationsarbeiten und laufende Forschungsprojekte ebenfalls verankert.

Im Bereich von Arbeitsorganisation und Kapitalismus, auf den sich die Theorie des kognitiven Kapitalismus bezieht, können Bezüge auf solche Makro-Trends und dazugehörige Theorien unterschiedlich ausgestaltet sein. Einige Aspekte, die diesen Unterschied ausmachen, werden in diesem Beitrag weitergehend beleuchtet. Grundlegend lässt sich beobachten, dass Bezüge auf die Theorie des kognitiven Kapitalismus und damit auf Aspekte wie Kreativitätsdispositiv, Individualisierung, Entgrenzung oder Ästhetisierung stark ausgeprägt sind – und das sowohl im Entdeckungs- als auch im Begründungszusammenhang.

Empirische Kulturwissenschaft und quantitative Zugänge

Bezüge auf die Theorie des kognitiven Kapitalismus und damit zusammenhängende Konzepte sind schwerpunktmäßig auf theoretische Arbeiten mit zum Teil schwacher empirischer Basis gerichtet. Wiewohl zu den darin diskutierten Gegenwartsdiagnosen auch quantitative Untersuchungen vorliegen, sind in diesem Rahmen interpretativ-hermeneutische Ansätze eher zu finden. Ein Grund ist sicherlich die Tatsache, dass der Einsatz von und Verweise auf quantitative Zugänge in der Europäischen Ethnologie rar sind, obwohl beispielsweise Helge Gerndt im Studienskript *Volkskunde* explizit betont, dass auch diese Teil des methodischen Repertoires sein können.¹⁵ Für historisch orientierte Arbeiten trifft dies sicherlich auch zu, sowohl für weiter zurückliegende¹⁶ wie auch für neuere

Ästhetisierung oder Informatisierung – lässt sich bis zur 12. Kommissionstagung („Arbeitsleben und biographische Brüche in der späten Moderne“, 2005) zurückverfolgen.

15 Helge Gerndt: *Studienskript Volkskunde*. Eine Handreichung für Studierende. München 1997, hier S. 45–53.

16 Vgl. für Überblicke Horst Neißer: *Statistik, eine Methode der Volkskunde*. In: Klaus Geiger, Utz Jeggle, Gottfried Korff (Hg.): *Abschied vom Volksleben*. Tübingen 1970, S. 105–123; Wolf-Dieter Könenkamp: *Volkskunde und Statistik. Eine wissenschaftsgeschichtliche Korrektur*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 84, 1988, S. 1–25; für eine Studie, die quantitative und qualitative Aspekte verbindet, vgl. Carola Lipp: *Dörfliche Formen generativer und sozialer Reproduktion*. In: Wolfgang Kaschuba, Carola Lipp: *Dörfliches Überleben. Zur Geschichte materieller*

Forschungen.¹⁷ Für gegenwartsorientierte Forschungen in der Empirischen Kulturwissenschaft lässt sich ein solcher Einbezug allerdings nicht feststellen. Ausnahmen sind z. B. Klaus Schönbergers Forschungen zu Online-Kommunikation¹⁸ und Weblog-Nutzung¹⁹, die in der Anlage auch quantitative Zugänge, insbesondere standardisierte Fragebögen, hinzuziehen. Auch Marion Näser-Lather nutzt in ihrer Studie zu Bundeswehrfamilien im Sinne der Methodentriangulation eine schriftliche quantitative Befragung, um „eine breite empirische Basis als Ergänzung der qualitativen Daten [...] sowie eine Möglichkeit des Abgleichs mit diesen“ zu liefern.²⁰ Die Anwendung quantitativer Methoden dient in diesen Fällen dazu, Einordnungen in Feldern vorzunehmen, über die zunächst relativ wenig bekannt ist und damit „kursorisch zu prüfen, wie die qualitativ gewonnenen Einschätzungen beurteilt werden können“²¹ oder zu einer

sozialer Reproduktion ländlicher Gesellschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Tübingen 1982, S. 287–598; für weitere Beispiele vgl. Ruth E. Mohrmann: Möglichkeiten und Grenzen quantitativer Analysen zur städtischen Volkskultur. Drei norddeutsche Fallbeispiele. In: *Ethnologia Europaea* 14, 1984, S. 65–79; Matti Sarmela: Die Anwendung quantitativer Methoden auf das Archivmaterial der Ethnologie Europas. In: *Ethnologia Europaea* 6, 1972, S. 5–55; Klaus Roth: Zur Raumnutzung in münsterländischen Bauernhäusern im 18. Jahrhundert. In: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 29, 1984, S. 65–87.

- 17 Besonders zu nennen ist das DFG-Projekt „Civil Society zwischen Patronage, primordialer (familiärer) Verpflichtung und ökonomischer Rationalität. Schuldner und Gläubiger in einer Stadt-Gesellschaft des frühen 19. Jahrhunderts“ (2007–2009) unter Leitung von Carola Lipp. Vgl. zum Projekt z. B. Anna-Carolina Vogel: *Credit, Trust and Social Networks: Mortgage Credit in the Industrializing Town of Esslingen (Württemberg, Germany)*. In: Andreas Gestrich, Marin Stark (Hg.): *Debtors and their Networks. Qualitative and Quantitative Approaches to Forms of Monetary Dependence in Modern History*. London 2015, S. 71–97.
- 18 Klaus Schönberger: *Neue Online-KommunikationspartnerInnen? Qualitative und quantitative Annäherungen*. In: Ulf-Dietrich Reips u. a. (Hg.): *Aktuelle Online-Forschung. Trends, Techniken, Ergebnisse*, S. 1–10. http://www.gor.de/gor99/tband99/pdfs/q_z/schoenberger.pdf (Zugriff: 15.4.2018).
- 19 Jan Schmidt, Klaus Schönberger, Christian Stegbauer: *Erkundungen von Weblog-Nutzungen. Anmerkungen zum Stand der Forschung*. In: *Kommunikation@Gesellschaft* 6, 2005, S. 1–20.
- 20 Marion Näser-Lather: *Bundeswehrfamilien. Die Perzeption von Elternschaft und die Vereinbarkeit von Familie und Soldatenberuf*. Baden-Baden 2011, hier S. 105.
- 21 Schönberger (wie Anm. 18), S. 5.

„Überblicksperspektive“²² zu gelangen. In diesen Beispielen wird entsprechend mit einem Mix unterschiedlicher Zugänge gearbeitet, um Korrekturen vornehmen und die Erkenntnisse aus qualitativen Mikro-Zugriffen auch in größeren Kontexten verorten zu können. Die Frage, ob quantitative Methoden in Ergänzung zu qualitativen Zugängen zum Einsatz kommen, ist hier keine normative Setzung, die epistemologische und forschungspolitische Vor- und Nachteile abwägt, sondern vor allem eine Möglichkeit zur genaueren Einordnung in größere Kontexte und zur Orientierung.²³

Eine solche Einordnung durch quantitative Bezüge ist selten; eher vollzieht sich diese, und diese Diagnose gilt nicht nur für den Bereich der Arbeitskulturenforschung, über grundsätzlich ausgerichtete Macht- oder Dispositivdiagnosen oder Großtheorien, die einen großen Rahmen aufspannen, der die Subjektivität der ForscherIn immer bereits mitdenkt und unter der Prämisse der hegemonialen Durchdrungenheit von Lebenswelten Kreativität, Individualisierung, Entgrenzung – oder auch breiter: Postfordismus oder Neoliberalismus – als machtvolle und handlungsleitende Dispositive begreift, die eine hohe Erklärungskraft haben und nicht hintergebar sind. Im Entdeckungszusammenhang ist die Relevanz quantitativer Zugänge im Gegensatz dazu gering. Sehr zugespitzt ließe sich also formulieren: Die Anekdote, die Bezug auf solche Dispositive nimmt und den Entdeckungszusammenhang exemplifiziert, wird öfter als die Statistik oder empirisch gesättigte Evidenz herangezogen, die das Ausmaß der Diagnose stützt.

Gegen ein solches Vorgehen lässt sich nun freilich einwenden, dass zum Beispiel die Theorie des kognitiven Kapitalismus, wie Paul Thompson, Kendra Briken und andere zeigen, empirisch nicht

22 Schmidt, Schönberger, Stegbauer (wie Anm. 19), S. 9.

23 In der methodischen Diskussion von Triangulationsverfahren, die eine solche Einordnungen leisten können, unterscheidet z. B. Bryman zwischen „data“, „investigator“, „theoretical“ und „methodological triangulation“, bei denen unterschiedliche Datenbestände, mehrere ForscherInnen, verschiedene theoretische Ansätze oder mehr als eine Methode zum Einsatz kommen. Die Orientierung durch den Zuzug quantitativer Ansätze ist damit eine methodologische Möglichkeit, Erhebungsergebnisse auf ihre Relevanz, Repräsentativität oder Validität zu überprüfen. Vgl. Alan Bryman: Triangulation. In: Michael S. Lewis-Beck u. a. (Hg.): *Encyclopedia of Social Science Research Methods*. Sage 2004, S. 1143–1144.

in der Breite hinterlegt ist und soziodemografische und wirtschaftliche Daten eher auf eine Stärkung klassischer, also zentralisierter, formal organisierter und nicht-kreativer Arbeitsformen verweisen.²⁴ Das heißt nicht, dass Ästhetisierung, Entgrenzung, Kreativitätsdispositiv und andere Diagnosen im Umfeld der Theorie des kognitiven Kapitalismus keine beobachtbaren Formen wären – empirisch ist insbesondere auch aus kulturwissenschaftlicher Perspektive die Relevanz solcher Entwicklungen für ausgewählte Felder illustriert worden.²⁵ Jedoch lässt sich eine Überbetonung von Ausmaß und paradigmatischem Charakter dieser Befunde konstatieren.²⁶ Diese selektive Thematisierung bestimmter Entwicklungen ist dabei nicht notwendigerweise ein unreflektierter Bias, sondern Ausdruck eines bestimmten sozial- und geisteswissenschaftlichen Vorgehens. Über die Fokussierung auf spezifische Phänomene werden dabei nicht dominante oder hegemoniale Dynamiken, sondern Randerscheinungen, emergente Praxen oder Trends analysiert. Andreas Reckwitz macht dies mit Bezug auf Richard Floridas Studie zur „Creative Class“²⁷ und seiner eigenen Arbeit zur „Erfindung der Kreativität“²⁸ explizit: Es handelt sich dabei nicht um neutrale, sondern um selek-

- 24 Paul Thompson, Kendra Briken: Kognitiver Kapitalismus: Wider eine fragwürdige Diagnose. In: WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung 13 (1), 2016, S. 57–85. Zudem: Paul Thompson, Kendra Briken: Actually Existing Capitalism: Some Digital Delusions. In: Kendra Briken u. a. (Hg.): The New Digital Workplace. How New Technologies Revolutionise Work. Basingstoke 2017, S. 241–263. Vgl. auch zur Bedeutung der „Wissensökonomie“ Paul Thompson, Bill Harley: Beneath the Radar? A Critical Realist Analysis of ‘The Knowledge Economy’ and ‘Shareholder Value’ as Competing Discourses. In: Organization Studies 33 (10), 2012, S. 1363–1381.
- 25 Vgl. zum Beispiel die Tagungsbände Sutter und Flor 2017 (wie Anm. 9), Koch und Warneken (wie Anm. 8), Gerrit Herlyn u. a. (Hg.): Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen. München 2009.
- 26 Mit Bezug auf Ulrich Bröcklings Konzept des unternehmerischen Selbst, das mit der Theorie des kognitiven Kapitalismus verknüpft ist, kritisiert u. a. Laura Glauser den Mangel an weiterreichenden empirischen Studien, die das Konzept belegen: Laura Glauser: Das Projekt des unternehmerischen Selbst. Eine Feldforschung in der Coachingzone. Bielefeld 2016; s. auch Ulrich Bröckling: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt a. M. 2007.
- 27 Florida 2002 (wie Anm. 10).
- 28 Reckwitz 2012 (wie Anm. 12).

tive Darstellungen, die versuchen, „das zu fördern, von dem sie sprechen“. ²⁹ Es geht darum, bestimmte Gegenwartsdiagnosen – wie zum Beispiel den Zwang zur Kreativität – zu isolieren und in ihrer Breite zu erfassen, ohne bereits deren Durchsetzung oder dominante Prägung zu konstatieren. ³⁰ In einem anderen Zusammenhang ist dieses Vorgehen jüngst prononciert kritisiert worden: Nach der Gründung der deutschen „Akademie für Soziologie“, die sich in ihrer empirisch-analytischen Ausrichtung von der als interpretativ verstandenen soziologischen Fachgesellschaft „Deutsche Gesellschaft für Soziologie“ abgrenzt, sind im Umfeld eines Kongresses zum Thema „Wachsende Ungleichheit – gespaltene Gesellschaft?“ die Annahmen einer „pessimistischen Kulturkritik“ ³¹ angezweifelt worden. Der Vorwurf war hier, dass „das Bild einer Gesellschaft, die geprägt ist von Abstiegs- und Verarmungsängsten, genötigt zum Optimierungswahn, fremdgesteuert durch Algorithmen“ auf „Großtheorien“ wie „Globalisierung, de[n] Kapitalismus, die neoliberale Deregulierung“ zurückgeführt werde, ohne dies „mit Daten zu belegen und zu stützen.“ ³² *Nota bene* ist diese Auseinandersetzung natürlich hochgradig wissenschaftspolitisch und bezieht sich auf generelle Fragen zu Fachverständnis, epistemologischen Grundlagen und der gesellschaftspolitischen Stellung von Wissenschaft und WissenschaftlerInnen. Deutlich wird hier allerdings der grundlegende Kritikpunkt, dass bestimmte Gegenwartsdiagnosen als paradigmatisch, prägend oder gar epochenbestimmend dargestellt werden, ohne dies empirisch auch in der entsprechenden Breite zu belegen oder durch die Kombination qualitativer und quantitativer Erhebung entsprechend zu plausibilisieren. Die Orientierung, die eine quantitative Einordnung leisten kann, fällt an dieser Stelle weg.

29 Ebd., S. 9–10.

30 Marion Näser-Lather bin ich für den Hinweis dankbar, dass mit Bemühungen um die Isolierung von spezifischen, bislang nicht thematisierten Phänomenen im wissenschaftspolitischen Feld auch immer Distinktions- und Reputationsgewinne für ForscherInnen verbunden sind.

31 Ingeborg Breuer: Ängste und Sorgen der Mittelschicht. In: Deutschlandfunk. Aus Kultur- und Sozialwissenschaften. http://www.deutschlandfunk.de/soziologie-aengste-und-sorgen-der-mittelschicht.1148.de.html?dram:article_id=415434 (Zugriff: 10.4.2018).

32 Ebd.

Repräsentativität

Im Kern betrifft dies die Frage der Repräsentativität gesellschaftlicher Entwicklungen und Erscheinungen, die zum Thema empirisch-kulturwissenschaftlicher Forschungen gemacht werden: wie repräsentativ sind also Erscheinungen, die sich als Forschungsergebnisse darstellen lassen, nicht nur für kleinere Gruppen, sondern aus gesamtgesellschaftlicher Perspektive? Diese Repräsentativitätsfrage sollte wohl-gemerkt nicht per se als Gütekriterium von Forschung verstanden werden und bedarf der weiteren Differenzierung. Zunächst stellt sich die Frage der Typenbildung als eine Möglichkeit der Analyse repräsentativer Formen. Das Eruiere von für ein spezifisches Gebiet oder für eine ethnisch oder kulturell bestimmte Gruppe typischen Erscheinungsformen, die dann als repräsentativ verstanden wurden, ist in der Vergangenheit insbesondere auch von der Empirischen Kulturwissenschaft aus guten Gründen kritisiert worden.³³ Eine solche Typenbildung kann allerdings sinnvoll sein, wenn sie bei der Untersuchung spezifischer Lebenswelten als nicht-essentialisierte oder nicht-kulturalisierte Begrenzung zum Einsatz kommt; wenn sie also beispielsweise als Einschränkung nur Aussagen über soziale Deutungsmuster und Praktiken im Untersuchungsbereich trifft und keine durchdringende Präsenz von feststellbaren Phänomen beansprucht – und entsprechend auch im Begründungszusammenhang keine Bestätigung von Großtheorien konstatiert, auf die im Entdeckungszusammenhang Bezug genommen wird. In der Empirischen Kulturwissenschaft ergibt sich diese Beschränkung pragmatisch aus dem qualitativen Zugriff, der situierte Sinnzuschreibungen und Praktiken in begrenzten Bereichen untersucht und darüber Aussagen trifft. Die Repräsentativitätsfrage wird dabei in den meisten Fällen *ex negativo* beantwortet. Beispiele hierfür sind Skizzen des Faches von verschiedenen Institutshomepages, die herausstellen, dass „[e]thnographische Forschung [...] nicht repräsentativ“ ist und es nicht darum gehe, „Statistiken herzustellen

33 Zu den Kritikpunkten gehören die Unterbetonung von Mobilitäten oder Mischformen, Essentialisierungen und Festschreibungen oder die Vernachlässigung der Vielschichtigkeit bei der Konstruktion von Identitäten. Vgl. zu methodischen Fragen des Gewährmannsprinzips u. a. Hermann Bausinger: *The Renaissance of Soft Methods: Being ahead by Waiting*. In: *Folklore Forum* 10, 1977, S. 1–8, hier S. 2.

oder eine möglichst große Anzahl an Menschen zu befragen.“³⁴ Ähnlich wird auf einer anderen Institutshomepage herausgestellt, dass die „induktiv-hermeneutischen Verfahren der Kulturanalyse [...] auf den grundlegenden Kategorien der Erfahrung und des Verstehens“ fußen und nicht auf die „wissenschaftliche Herstellung oder Rekonstruktion von Sinn“ zielen. Angestrebt werde „daher nicht, Repräsentativität in einem statistischen Sinne herzustellen, sondern vielschichtige Bedeutungen zu erfassen.“³⁵ Anders als beispielsweise in der Soziologie, aus der maßgebliche Diagnosen zur Theorie des kognitiven Kapitalismus oder zum Postfordismus kommen, wird hier prinzipiell keine Durchdrungenheit angenommen, sondern Repräsentativität nur für die untersuchten Bereiche behauptet. Das heißt allerdings nicht, dass auch in der Theorierezeption diese Makrotheorien oder umfassenden Gesellschaftsdiagnosen relativiert werden würden.

Ein weiterer Aspekt der Repräsentativitätsfrage betrifft die statistische oder auch gesellschaftliche Signifikanz eines Phänomens, deren Nachweis zur Legitimation von Forschungsprojekten oder genereller zur Herstellung von Relevanz herangezogen werden kann. Für die Empirische Kulturwissenschaft ist jedoch gerade auch die Erforschung von Rändern, Unterwelten und Abseitigen³⁶ Teil der Fachtradition, der über den verstehenden Zugriff auf Sinnkonstruktionen besonders gut möglich ist. Diese inhaltliche Position gegenüber der gesellschaftlichen Bedeutung von Forschung im Sinne von Mehrheitsphänomen spiegelt sich zum Teil ebenso in Förderlogiken, sofern Begutachtungsprozesse diese disziplinäre Spezifik berücksichtigen. Diese Form der Repräsentativität kann also verfolgt werden, ist aber aus inhaltlichen wie auch aus forschungspolitischen Gesichtspunkten keine *conditio sine qua non*.

34 Institut für Europäische Ethnologie der HU Berlin: Wie arbeiten Europäische Ethnologinnen und Ethnologen, wenn sie forschen? <https://www.euroethno.hu-berlin.de/de/institut/fach/fragen-antworten> (Zugriff: 15.4.2018).

35 Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Graz: Zugänge zum Alltagsleben. <https://kulturanthropologie.uni-graz.at/de/institut/ueber-das-fach/> (Zugriff: 15.4.2018).

36 Vgl. Kaspar Maase, Bernd Jürgen Warneken (Hg.): *Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft*. Wien 2003; Katrin Amelang, Silvy Chakkalal (Hg.): *Abseitiges: An den Rändern der Kulturanthropologie*. Berlin 2015.

Prinzipiell sind neben diesen verschiedenen Faktoren jedoch zwei Ebenen von Repräsentativität zu unterscheiden: zum einen die Frage, ob eine spezifische Erhebung repräsentativ ist, also Aussagen trifft, die für den begrenzten Untersuchungsbereich und die beforschten Subjekte zutreffen; zum anderen, ob die Gegenwartsdiagnosen einer Forschungsrichtung repräsentativ sind für eine größere Zahl von Erscheinungen, die einen besonderen und vertiefenden Forschungsfokus rechtfertigen würden. Ein Beispiel hierfür sind die oben erwähnten Debatten in der deutschen Soziologie, in denen – neben wissenschaftspolitischen und epistemologischen Aspekten – die Frage aufgeworfen wird, inwieweit das postulierte Ausmaß der Diagnosen auch empirisch hinterlegt werden kann. Ebenso sieht es mit Bezug auf die Theorie des kognitiven Kapitalismus und damit zusammenhängende Annahmen aus: auch hier wird hinterfragt, ob die aufgestellten Annahmen den paradigmatischen Charakter haben, der ihnen zugesprochen wird.³⁷

Auch wenn die Forderung nach der Plausibilisierung „gesellschaftlicher Relevanz“ von Forschung durch politische und wissenschaftspolitische Akteure mit Skepsis betrachtet werden kann, gibt es Gründe, warum die Beschäftigung mit diesen Fragen notwendig ist – allerdings eben nicht im Sinne einer Rechtfertigung einer spezifischen Themenwahl. So kann die Fokussierung auf ein bestimmtes Thema oder auf einen bestimmten Strang von Entwicklungen Gefahr laufen, Aspekte überzubetonen, Kontinuitäten zu verkennen und anders gelagerte Phänomene zu verpassen. In diesem Sinne wäre mit Blick auf die Theorie des kognitiven Kapitalismus zu fragen, ob das Ausmaß der konstatierten Erscheinungen einer genaueren Überprüfung standhält; ob bestimmte Elemente davon nicht bereits auf frühere Entwicklungen zurückgehen; und ob sich jenseits der diskutierten Faktoren im Bereich des Arbeitslebens nicht auch andere als prägend, dominant oder paradigmatisch zeigen. Hiermit verkleinert sich auch die Gefahr, dass vor allem idiosynkratische oder vereinzelte Erscheinungen oder hochgradig isolierte Entwicklungen betrachtet werden und dass gesellschaftliche Debatten jenseits der Referenz auf ein übergeordnetes Konzept verpasst werden. Damit geht es nach-

37 Thompson, Briken (wie Anm. 24).

gerade nicht um die Nützlichkeit³⁸ oder die Ausklammerung eines bestimmten Themas aufgrund mangelnder Relevanz, sondern um eine orientierende Einordnung in einen breiteren gesellschaftlichen Rahmen.³⁹

Ohne an dieser Stelle Kausalität behaupten zu wollen, lässt sich festhalten, dass sich der Rekurs auf Aspekte der Theorie des kognitiven Kapitalismus in bestehende und emergente Debatten einfügt, die sowohl methodisch als auch kulturtheoretisch anschlussfähig sind und keiner größeren Übersetzungsleistung bedürfen. Ebenso fügen sie sich in Debatten ein, die innerhalb bestimmter Netzwerke, Gruppen oder Forschungstraditionen Konjunktur haben und in Calls for Papers, Publikationen und Stellenzuschnitten zum Ausdruck kommen.⁴⁰ Diese Anschlussfähigkeit ist zunächst zu eher quantitativ arbeitenden Ansätzen nicht direkt gegeben, so dass ein orientierendes Korrektiv oder eine quantitative Einbettung in dieser Richtung fehlt. In der Empirischen Kulturwissenschaft ist die Forderung nach einer Kombination von „weichen“ und „harten“ Methoden zum Beispiel bei Klaus Roth zu finden, der argumentiert, dass man, um „bestimmen zu können, welcher Einzelfall (wofür?) repräsentativ ist“, „jene genaue Kenntnis der allgemeinen Strukturen, Typen und Prozesse“ benötigt, „die nur die vorausgehende quantitative Untersuchung des größeren Umfeldes hinreichend zuverlässig geben kann.“ Roth plädiert dafür, „quantitative und qualifizierende Methoden nicht als Alternativen zu verstehen und anzuwenden, sondern vielmehr eine Kombination ‚weicherer‘ und ‚härterer‘ Methoden für die Analyse des historischen Quellenmaterials anzustreben.“⁴¹ Ebenso argumen-

38 Vgl. hierzu Timo Heimerdinger: Die Schädlichkeit der Nützlichkeitsfrage. Für das Ideal der Werturteilsfreiheit. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXXXI/120 (1–2), 2017, S. 81–90.

39 Im Anschluss an die *Falkensteiner Formel* ließe sich hier zudem anmerken, dass die „Lösung gesellschaftlicher Probleme“ zunächst einer solchen Orientierung bedarf. Zur *Falkensteiner Formel* vgl. Wolfgang Brückner (Hg.): *Falkensteiner Protokolle*. Frankfurt a. M. 1971, S. 196. Vgl. hierzu auch Hermann Bausinger: Kritik der Tradition. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 65 (1969), S. 232–250.

40 Nicht unerwähnt bleiben sollten hier auch fachkulturelle Aspekte, die Attraktivität bestimmter Themen und Theorien wie auch Elemente der Methodenausbildung.

41 Klaus Roth: Historische Volkskunde und Quantifizierung. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 76, 1980, S. 37–57, hier S. 54 f.

tiert auch Hermann Bausinger für eine solche Kombination von „harten“ und „weichen“ Methoden.⁴² Beiden Autoren ist gemein, dass sie sich insbesondere für einen qualitativen Zugang aussprechen und quantifizierende Erhebungen in der historisch-archivalischen oder auch zeitgenössischen Forschung eher als Einordnung oder notwendigen empirischen Hintergrund verstehen – so formuliert Bausinger pointiert: „Research softly and carry a big stick of stern data and hard methods.“⁴³ Die Kritik an quantitativen Ansätzen, die Bausinger deutlich herausstellt, bleibt dabei unbenommen: Quantitative Erhebungen ermöglichen noch keine Interpretation, die Ermittlung von Durchschnittswerten böte keinen Mehrwert für die Einzelfallanalyse, die Konstruktion von Objektivität sei mit dem interpretativen Zugang der Volkskunde nicht zu vereinbaren und Performativität und Wandel gerieten dabei aus dem Blick. Entsprechend dient in diesen beiden Beispielen aus der Volkskunde der quantitative Zugang in der Methodenkombination⁴⁴ insbesondere der Einordnung, der Korrektur und der empirischen Unterfütterung.

Die Theorie des kognitiven Kapitalismus in der Arbeitskulturenforschung

Exemplarisch für die Rezeption der Theorie des kognitiven Kapitalismus in der Empirischen Kulturwissenschaft kann ein Überblicksartikel zur Arbeitskulturenforschung⁴⁵ dienen, in dem die Unterschiede

42 Bausinger (wie Anm. 39).

43 Ebd., S. 8.

44 Eine solche kombinierende Perspektive fordern auch Thomas Scheffer und Jörg Strübing in Bezug auf die Debatten zwischen Akademie der Soziologie und Deutscher Gesellschaft für Soziologie, vgl. Eva-Maria Bub: Interview mit Prof. Dr. Thomas Scheffer – Für eine multiparadigmatische Soziologie in Forschung und Lehre. In: Soziologieblog <https://soziologieblog.hypotheses.org/10920> (Zugriff: 1.4.2018); Jörg Strübing: Mit einem Auge ist man halb blind: Von Einheit und Uneinigkeit der Soziologie. In: SozBlog. Blog der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS). <http://blog.soziologie.de/2017/11/mit-einem-auge-ist-man-halb-blind-von-einheit-und-uneinigkeit-der-soziologie> (Zugriff: 1.4.2018).

45 Irene Götz: Ethnografien der Nähe. Anmerkungen zum methodologischen Potenzial neuerer arbeitsethnografischer Forschungen der Europäischen Ethnologie. In: Arbeits- und Industriesoziologische Studien 3 (1), 2010, S. 101–117.

einer fachspezifischen und einer soziologischen Herangehensweise betont werden: als induktive und offene Disziplin arbeite erstere vor allen Dingen und im Gegensatz zu Teilen der Soziologie nicht theoriegeleitet. Im Artikel werden dann allerdings Vorannahmen über Postfordismus, Kreativitätsdispositive und Selbstführungstechniken vorgestellt, die im weiteren Verlauf des Artikels anhand von unterschiedlichen Forschungsberichten illustriert werden. Dieses Vorgehen ist aus themenpolitischer Perspektive aus zwei Gründen interessant: Zum einen geht es um ein als induktiv beschriebenes Vorgehen in der Hinführung von starken Vorannahmen über Gesellschaft, Subjekte und Erkenntnismöglichkeiten aus, die anschließend empirisch über mehrere Fallstudien unterfüttert werden.⁴⁶ Zum anderen werden Postfordismus und damit zusammenhängende Entwicklungen als Grundlage empirischer Forschungen positioniert, die jenen in verschiedenen Feldern nachspüren – es ist die Rede vom Arbeiten und Leben „unter postfordistischen Bedingungen“, von „Subjektivierung von Arbeit“, „multiple Entgrenzungen von Arbeit und Leben“ und „alltägliche Lebensführung im Postfordismus.“⁴⁷ Dies ist insofern ein legitimes (und im Beispiel des hier angeführten Artikels auch sehr ertragreiches) Vorgehen, als dass in den empirischen Studien nicht einfach Sichtweisen übernommen werden, sondern mit der entsprechenden methodischen und theoretischen Reflexivität und ethnographischem Gespür gearbeitet wird.

Über die einleitende Verortung des Beitrages orientiert sich jedoch eine empirisch arbeitende Kulturwissenschaft an empirisch in der suggerierten Relevanz und Breite nicht hinterlegten Makro-Theorien und epochalen Zuschreibungen und übernimmt damit einen selektiven Blick auf gesellschaftliche Phänomene, der Gefahr läuft, bestimmte Entwicklungen überzubetonen – dies zeigen nicht nur die ökonomischen Entwicklungen, die Thompson und Briken

46 Nota bene schließt ein induktives Vorgehen die Bezugnahme auf bestehende theoretische Diskussionen natürlich nicht aus. Die Vorstellung eines objektivierbaren Entdeckungszusammenhangs ist bspw. aus erkenntnistheoretischer Perspektive kritisiert worden in Jürgen Habermas: *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt a. M. 1968. An dieser Stelle geht es entsprechend nicht um eine Problematisierung des gewählten induktiven Vorgehens, sondern um die Gestaltung des Bezugs auf umfassende Gesellschaftsdiagnosen, die als gegeben dargestellt werden.

47 Ebd., S. 101 f.

anführen, sondern ebenfalls die Selbstbegrenzungen von Autoren wie Reckwitz oder Florida. Franz Walter hat Ende der 1980er Jahre einmal etwas spöttisch angemerkt, dass eine volkskundliche Arbeitskulturforschung dann nicht sonderlich spannend ist, wenn sie bereits historisch-gefestigte Befunde nur noch an Beispielen illustriert und keine neuen Erkenntnisse mehr hervorbringt;⁴⁸ dass der alltagskulturelle Blick auf die historische Arbeitskulturforschung sehr wohl Neues hervorbringt, das sich dem Horizont der Sozialgeschichte nicht erschließt, ist hinreichend gezeigt worden. Wenn aber, um diese Anmerkung umzuformulieren, empirisch nicht hinreichend überprüfte Makro-Trends, Theorien und Annahmen über epochale Shifts als themenpolitische Grundlage genommen werden, um Forschungsfelder aus dieser Perspektive intensiv zu beleuchten, dann kann man dieses Vorgehen bezüglich der vorgenommenen hypothesengeleiteten Einordnung problematisieren. Unproblematisch ist es sicherlich dann, wenn sich die Referenz auf solche Makro-Trends und Theorien auf den Entdeckungszusammenhang beschränken, das forschende Vorgehen im Gegensatz zur forschungspragmatischen Einordnung also auch ein induktives ist – im hier diskutierten Beispiel ist dies der Fall. Unbenommen hiervon sind die oben erwähnten Nachteile, die mit einer themenpolitischen Begrenzung mit Bezug auf bestimmte Makrotheorien verbunden sind. Problematisch wird es jedoch, wenn der Entdeckungszusammenhang auch mit in den Begründungszusammenhang getragen wird, wenn also subjektive Deutungen über die Referenz auf die Makrotheorien plausibilisiert werden und nicht gefragt wird, ob die jeweiligen theoretischen Prämissen so auch auf das spezifische Feld zutreffen, sondern danach, wie sie es tun. Wenn entsprechend die Tragweite, also die Prävalenz und paradigmatische Qualität dieser Befunde, überbetont wird und durch themenpolitische Ausrichtungen bestimmte Entwicklungen sehr stark beleuchtet werden, besteht die Gefahr, dass etwaig viel prävalentere Entwicklungen dabei aus dem Blick geraten. Ginge es nur um den Entdeckungszusammenhang, dann könnten prinzipiell

48 Franz Walter: Konfliktreiche Integration: Arbeiterkultur im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Eine Zwischenbilanz. In: Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 24, 1988, S. 54–88.

schließlich auch quantitative Studien referenziert werden – diese müssen bei entsprechender Beschränkung auf den Entdeckungszusammenhang weder verifiziert noch falsifiziert werden. Als Orientierung, Einordnung und Korrektiv in einer Kombination von quantitativen und qualitativen Methoden stellt dies einen Ansatz dar, der allerdings eher selten vorkommt.

Abkehr von quantitativen Ansätzen?

Fachgeschichtlich lässt sich die Abkehr von quantitativer Forschung unter anderem mit einer Abwehr von Statistik und Kameralwissenschaft als Herrschaftsinstrumente in Verbindung bringen. Die enge Verknüpfung zwischen der frühen Entwicklung des Faches und staatlicher Verwaltung arbeitet unter anderem Wolf-Dieter Könenkamp in seiner Abhandlung über *Volkskunde und Statistik* heraus und zeigt dabei etwa, dass Wilhelm Heinrich Riehl die Erkenntnisse der Volkskunde als „Stoff für die gestaltende Tätigkeit des Staates“ verstand.⁴⁹ Der auch nur indirekten Zulieferung solchen „Stoffes“ an nationalstaatliche Institutionen gegenüber erwuchs nach den umfangreichen Verwicklungen des Faches im Nationalsozialismus eine entsprechende Skepsis. Damit zusammenhängend spielen die Kritik an positivistischen Ansätzen und die Rezeption von Thesen zu gesellschaftlicher Totalität und zur „verwalteten Welt“ der Frankfurter Schule⁵⁰ eine Rolle dabei, dass auf die Konstruktion von statistischer Objektivität gerichtete Methoden in der weiteren Entwicklung des Faches marginal waren.⁵¹ Die auf solche fachgeschichtlichen

49 Wolf-Dieter Könenkamp: *Volkskunde und Statistik*. Eine wissenschaftsgeschichtliche Korrektur. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 84, 1988, S. 1–25, hier S. 24. Vgl. auch Andreas Hartmann: *Die Anfänge der Volkskunde*. In: Rolf W. Brednich (Hg.): *Grundriß der Volkskunde*. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001, S. 9–30, hier S. 10–14.

50 Vgl. u. a. Theodor W. Adorno: *Gesammelte Schriften*, Bd. 7: *Ästhetische Theorie*. Frankfurt a. M. 1996, insb. S. 372.

51 Reinhold Johler: „Europa der Zahlen“. *Statistik – Vergleich – Volkskunde – EU*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 95 (2), 1999, S. 246–275, hier S. 249. Dass mit der Ablehnung quantifizierender Ansätze und dem Einsatz interpretativer Verfahren die ideologische Verfälschung von Forschungsergebnissen der empirischen Sozialforschung (und Kulturwissenschaften) keineswegs verhindert werden kann, bedarf der getrennten Diskussion.

Aspekte zurückgehende Skepsis überrascht überdies auch angesichts neuerer Forschungen zu diesem Themenkomplex nicht: So verweist Reinhold Johler 1999 in der Zeitschrift für Volkskunde bei seinen Ausführungen zu einem *Europa der Zahlen* auf die „Macht der Statistik und Zahlen“, die politisch und ökonomisch als Herrschaftsinstrumente eingesetzt werden oder werden können.⁵² Im Call für die 28. Österreichische Volkskundetagung zum Thema „Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empirischen Kulturwissenschaft“ werden auch Beiträge über „systemaffine (staats-tragende) quantitative Zugänge“⁵³ angeregt. Mit dieser Formulierung wird nun nicht impliziert, dass quantitative Zugänge ausschließlich „systemaffin“ oder „staatstragend“ sind; die explizite adjektivische Nennung suggeriert jedoch, dass solche Zugänge im Gegensatz zu qualitativen Zugängen entweder häufig in diesem Sinne Verwendung finden oder sich aufgrund ihrer Spezifik besonders für eine solche Verwendung eignen. Angesichts von in der Empirischen Kulturwissenschaft viel referenzierten Werken wie Bourdieus „feine Unterschiede“⁵⁴, die insbesondere mit einer „quantitativ-positivistischen Methodik“ arbeiten,⁵⁵ verwundert diese Engführung – nicht erst mit der Hinwendung zu „radikal qualitativ hermeneutischen Verfahren“⁵⁶ des „Verstehens“⁵⁷ gehört die Rezeption von Bourdieus Arbeiten zu Distinktion und Kapitalien schließlich zum Fach, auch trotz ihrer Fundierung auf quantitativen Zugängen. Die Skepsis gegenüber Versuchen der Quantifizierung erwächst des Weiteren auch aus der Beschäftigung mit Themenfeldern selbst. Im Umfeld der Theorie

52 Ebd., S. 246.

53 Österreichischer Fachverband für Volkskunde in Kooperation mit dem Verein für Volkskunde (Wien): Call for Papers: Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empirischen Kulturwissenschaft. 28. Österreichische Volkskundetagung. In: H-Soz-Kult, <https://www.hsozkult.de/event/id/termine-27369> (Zugriff: 24.4.2018).

54 Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M. 1987.

55 Peter Dirksmeier: Mit Bourdieu gegen Bourdieu empirisch denken. Habitusanalyse mittels reflexiver Fotografie. In: ACME: An International E-Journal for Critical Geographies 6 (1), 2007, S. 73–97, hier S. 75.

56 Ebd.

57 Pierre Bourdieu: Verstehen. In: Alain Accardo u. a. (Hg.): Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens. Konstanz 1997, S. 779–822.

des kognitiven Kapitalismus und darüber hinaus sind Prozesse der Rationalisierung, Standardisierung und Bürokratisierung zum Thema gemacht worden, die in der Arbeitskulturenforschung aber etwa auch im Umfeld der politischen Anthropologie oder Anthropology of Policy dezidiert behandelt werden. In Forschungen zur *audit culture*⁵⁸, also zu institutionalisierten Praktiken der Metrisierung, Überprüfung und Bewertung von individuellem und organisationalem Handeln, sind negative Folgen und Probleme quantifizierender Verfahren aufgezeigt worden; hierzu gehören unter anderem Ökonomisierungsprozesse, die bestimmte Akteure ausschließen oder marginalisieren und einen Formalisierungszwang in unterschiedlichen Lebenswelten entfalten.⁵⁹

Diese Auseinandersetzung mit Aspekten, die zu einer Skepsis gegenüber quantitativen Ansätzen beitragen, ist hier nicht als Plädoyer für ein quantifizierendes Vorgehen oder für eine unbedingte Abkehr von den dominanten Makro-Theorien zu verstehen. Die Stärke qualitativer Zugänge in der Empirischen Kulturwissenschaft liegt nachgerade im interpretativen Verfahren, das Sinnkonstruktion und Handlungsorientierungen untersucht. Es ist jedoch ein Argument für den Einbezug auch von quantitativen Studien zu Makro-Trends in den Entdeckungszusammenhang und für ein stärkeres Heraushalten von Makro-Theorien aus dem Begründungszusammenhang, wenn man den Prämissen der Empirischen Kulturwissenschaft verhaftet bleiben möchte. Als Korrektiv, über das Makro-Theorien – zum Beispiel die Theorie des kognitiven Kapitalismus – eingeordnet und kontextualisiert werden können, können erstere äußerst nützlich sein und kommen in dieser Art der Verwendung auch der „Akteurszentriertheit“, die Näser-Lather und Heimerdinger in der Einleitung dieses Bandes erwähnen, wie auch einer relationalen Perspektive und dem sozialen Nahraum als Bezugspunkt sehr nahe.

- 58 Z. B. Marilyn Strathern: *Audit Culture. Anthropological Studies in Accountability, Ethics and the Academy*. London 2003; Cris Shore, Susan Wright: *Audit Culture Revisited. Rankings, Ratings, and the Reassembling of Society*. In: *Current Anthropology* 56 (3), 2015, S. 421–444.
- 59 Z. B. Gisela Welz: *Europäische Produkte. Nahrungskulturelles Erbe und EU-Politik. Am Beispiel der Republik Zypern*. In: Dorothee Hemme, Markus Tauschek, Regina Bendix (Hg.): *Prädikat Heritage: Wertschöpfungen aus kulturellen Ressourcen*. Berlin 2007, S. 323–336.

Ausblick

Im vorliegenden Beitrag bin ich der Frage nachgegangen, wie ein bestimmter Makro-Trend zu einer thematischen Fokussierung im Feld von Arbeitsorganisation und Kapitalismus geführt hat und welche inhaltlichen, theoretischen und methodischen Aspekte dabei fachgeschichtlich und gegenwärtig eine Rolle spielen. Aus dem Plädoyer für eine situative Rejustierung themenpolitischer Plausibilisierungen ergeben sich drei Hauptpunkte im Sinne einer weiteren Verfolgung dieser Frage.

Erstens wäre weitergehend zu beleuchten, wie auf bestimmte Trends wie Entwicklungen im Umfeld der Theorie des kognitiven Kapitalismus Bezug genommen wird und wie durch den Bezug auf solche Trends Relevanz für Forschungsarbeiten erzeugt wird. In meinem Beitrag habe ich einige der damit verbundenen Ansätze skizziert und auf ihre Begründung in fachgeschichtlichen, forschungspragmatischen und themenpolitischen Entwicklungen hin befragt. Ertragreich erscheint mir in diesem Zusammenhang eine noch genauere Betrachtung der textlichen Plausibilisierungen, also wie in der Verschriftlichung kulturwissenschaftlicher Arbeit Bezug auf welche Trends genommen wird sowie welche Reichweite für Trends dabei implizit und explizit angenommen wird.

Zweitens sind die Vor- und Nachteile des Einbezuges solcher soziodemografischen Daten zu bedenken, die zum Beispiel als Korrektiv dienen können, um eine Überbetonung bestimmter Gegenwartsdiagnosen in Praxisfeldern, in denen ihre Relevanz zumindest angezweifelt werden kann, zu verhindern. Dies erfordert eine Verbindung von qualitativen und quantitativen Ansätzen, die sich insbesondere im Sinne der Einordnung, der Korrektur und der empirischen Unterfütterung verstehen lässt. Hiermit ist kein Plädoyer für den Einsatz quantitativer Ansätze in der Empirischen Kulturwissenschaft gemeint, sondern für die Möglichkeit deren Rezeption. Damit einher geht das Erfordernis methodischer Kompetenz. In der Vorstellung eines Korrektivs ist natürlich ein Relevanzbegriff implizit, der Relevanz weniger vor dem Hintergrund disziplinspezifischer oder fachgeschichtlicher Faktoren, sondern mit Bezug auf ein Repräsentativitätskriterium denkt: Wie repräsentativ sind also die genutzten Bezugstheoreme für die jeweils untersuchten Lebens-

welten und wo sind Einschränkungen bezüglich der Aussagekraft zu machen?

Drittens und damit zusammenhängend können themenpolitische Gründe wie der Umgang mit Trends dazu führen, dass bestimmte Themen und Aspekte unterrepräsentiert sind oder ausgespart werden.⁶⁰ Die Analyse solcher Gründe ist nicht beschränkt auf die Frage nach dem Einbezug von quantitativen Ansätzen, sondern kann auf weitergehende forschungspragmatische Gründe wie Anschlussfähigkeiten, Konjunkturen oder Förderlogiken rekurrieren. Besonders relevant erscheint der kontrastierende Vergleich zwischen einem gegenwärtig starken Fokus auf unterschiedliche Aspekte im Bereich der Theorie des kognitiven Kapitalismus und Diagnosen einer Fortschreibung von Arbeitsorganisationsformen, die sich nicht unter jenen Annahmen subsummieren lassen, in der thematischen Breite im Fach jedoch keine große Rolle spielen. Hier scheinen mir insbesondere auch Orientierungen an der Mitte als Makro-Trend im Bereich der Arbeit relevant zu sein, die unter anderem in der Sinus-Jugendstudie von 2016 konstatiert werden. Diese spricht von der „Generation Mainstream“ und stellt heraus, dass die vorherrschende Lebenswelt die „adaptiv-pragmatische“ ist, zu der „der leistungs- und familienorientierte moderne Mainstream mit hoher Anpassungsbereitschaft“ gehört. Ziele dieser Lebenswelt sind eine „bürgerliche Normalbiografie und Wohlstand, jedoch kein übertriebener Luxus“. Von Menschen mit geringerer Leistungsbereitschaft grenzen sie sich deutlich ab.⁶¹ Dieses auf quantitativen Daten beruhende Studienergebnis findet sich in ähnlicher Form – allerdings nicht systematisch empirisch hinterlegt – auch bei Cornelia Koppetsch, die 2013 in *Die Wiederkehr der Konformität: Streifzüge durch die gefährdete Mitte* ebenfalls eine Orientierung an adaptiv-pragmatischen Lebenswelten ausmacht.⁶² Und Frank Nullmeier hat jüngst darauf verwiesen, dass es sich bei „Konformität, Positionssicherung und Besitzstandswahrung“ ebenso wie bei „Ressentiment, Neid, Missgunst und Hass“ oder

60 Vgl. Heimerdinger, Näser-Lather in diesem Band.

61 Marc Calmbach u. a.: *Wie ticken Jugendliche 2016? Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland*. Wiesbaden 2016.

62 Cornelia Koppetsch: *Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die gefährdete Mitte*. Frankfurt a. M. 2013.

„auch Wetteifer, Siegstreben, Ehrgeiz, Ehr-, Status- und Distinktionsstreben“ um sozialkomparative Orientierungen, und damit auch um Handlungsorientierungen handelt, die im sozialen Vergleich nicht das Erreichen einer je spezifischen Spitze, sondern mehr das Dazugehören, Nicht-abgehängt-Werden, und das Mainstream-Sein in den Vordergrund stellt.⁶³ Diese Diagnosen schließen sicherlich Kreativitätsimperative und Ästhetisierungspraktiken nicht aus, jedoch treten sie in den genannten Diagnosen erst einmal zurück – und zwar zugunsten relativ „normaler“ Lebenswelten, sofern man diese Bewertung kontrastierend zur *Creative Class* bei Richard Florida⁶⁴ anstellen möchte. Eine quantitative wie auch qualitative Einordnung und Verortung kann in diesem Zusammenhang thematische Über- wie auch Unterrepräsentationen von unterschiedlichen Orientierungen miteinander in Bezug setzen. Damit besteht die Möglichkeit, Diagnosen wie die des kognitiven Kapitalismus in ihrer Breite zu erfassen, ohne dabei ihre Bedeutung zu stark und ohne hinreichende empirische Verankerung zu betonen. Überdies werden so auch Absatzbewegungen und Variationen dieser Konzepte erfassbar, die zum Teil nur rhetorische Bezugnahmen sein können, im Grunde jedoch andere Prozesse oder Formen der Arbeitsorganisation überdecken.

63 Frank Nullmeier: Politische Theorie des Komparativs. Soziale Vergleiche und gerechte Gesellschaft. In: *Mittelweg* 36, 2, 2016, S. 56–73.

64 Florida (wie Anm. 10).

**Wie kann man nur dazu forschen?
Themenpolitik in der
Europäischen Ethnologie**

**Timo Heimerdinger,
Marion Näser-Lather (Hg.)**

Institut für Geschichtswissenschaften
und Europäische Ethnologie
Leopold-Franzens-Universität Innsbruck

Foto Cover: Creative Commons
Umschlaggestaltung und Satz: Lisa Ifsits, Wien
Lektorat: Karsten Jahnke, Dresden
Druck: Novographic Druck GmbH, Wien

Mit finanzieller Unterstützung vom
Dekanat der Philosophisch-Historischen Fakultät,
Universität Innsbruck
Verein für Volkskunde e.V., Wien

 universität
innsbruck

ISBN 978-3-900358-35-8

Alle Rechte vorbehalten

Wien 2019
Buchreihe der Österreichischen
Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 29

Inhalt

- 7 Timo Heimerdinger / Marion Näser-Lather
Editorial

Schauplätze

- 11 Timo Heimerdinger / Marion Näser-Lather
Einführung: Gute Themen, schlechte Themen
- 29 Christine Bischoff / Cornelia Renggli
**Schauplätze der Themenpolitik. Aushandlungsprozesse
in der Volkskunde / Europäischen Ethnologie**
- 53 Silke Göttisch-Elten
**Vom Risiko, ein Volkskundler zu sein!
Profil und Profilierung in Zeiten der Exzellenz**

Zugänge

- 77 Jens Wietschorke
**Does that matter? Überlegungen zur Relevanzfrage
in der kulturwissenschaftlichen Forschung**
- 95 Mirko Uhlig
**Lachen im, mit dem und über das Feld.
Über das legitime und illegitime Verhältnis
zu Forschungsgegenstand und -partnern**
- 117 Bernd Jürgen Warneken
**Rechts liegen lassen? Über das europäisch-ethnologische
Desinteresse an der Lebenssituation nichtmigrantischer
Unter- und Mittelschichten**

131 Kaspar Maase
**„Volk und Kunst“: ein Thema des 18. Jahrhunderts als
Gegenstand „positiver Anthropologie“ im 21. Jahrhundert?**

149 Stefan Groth
**Trends als Forschungsthema? Einordnung,
Relevanz und Repräsentativität in der empirisch-
kulturwissenschaftlichen Themenbegrenzung**

Fälle

175 Karin Bürkert
**Von „Harakiri“ und „gefährlichen Menschen“
– Brauchforschung und fachliche Erregung**

199 Lydia Maria Arantes
**Das Stricken als volkskundlich-kulturanthropologischer
Forschungsgegenstand. Ein leidiges Thema**

219 Jonathan Roth
**Die dunkle Seite der Macht. Themenpolitik zu
politischen Themen**

243 Karl Braun
**Die Zipfelmütze oder: Vom Öffnen einer *Energiekonserve*.
Longue durée – Pathosformel – Hermeneutik**

271 Timo Heimerdinger / Marion Näser-Lather
**Resümee und Ausblick. Zusammenfassung
der Tagungsdiskussion**

291 Autor*innenverzeichnis

Editorial

Die vorliegende Publikation ist aus der gleichnamigen Tagung „Wie kann man nur dazu forschen? – Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie“ hervorgegangen, die vom 3. bis 5. November 2017 in Innsbruck stattfand.

Ausgangspunkte hierfür waren die Beobachtung, dass es bestimmte Themen im Fach schwerer haben als andere und der Wunsch, oft implizite Mechanismen der themenpolitischen Auf- und Abwertung von Forschungsgegenständen einmal explizit zu diskutieren. Die Beiträge in diesem Band sind aus Vorträgen auf der Tagung entstanden. Sie alle behandeln sowohl konkrete Beispiele wie allgemeinere Perspektiven, wenn auch in unterschiedlichen Anteilen. Für den Band ordnen wir die Texte daher den Kategorien Schauplätze, Zugänge und Fälle zu – im Wissen um Überschneidungen.

Gerahmt werden die Beiträge durch zwei Texte, die in Co-Autorschaft der beiden HerausgeberInnen entstanden sind: einen Einführungstext, der den Referierenden der Tagung bereits vorab in einer Manuskriptfassung vorlag, und einen zusammenfassenden Text, der sowohl die Ergebnisse der Tagungsdiskussionen als auch der publizierten Beiträge zu bündeln versucht und zudem einige weiterführende Überlegungen anbietet.

Gleichwohl hoffen wir, dass dieser Band eher eine Zwischenetappe als das Ende einer wichtigen, nie abzuschließenden Diskussion darstellen möge.

Unser Dank gilt der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde für die Aufnahme des Bandes in ihre Buchreihe, somit ist der Band bereits sechs Monate nach Erscheinen open access verfügbar.

Ferner danken wir dem Verein für Volkskunde in Wien, namentlich seinem Generalsekretär Matthias Beitzl, sowie der Philosophisch-Historischen Fakultät der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck für finanzielle Unterstützung und Magdalena Puchberger (Wien) und Karsten Jahnke (Dresden) für ihren engagierten Einsatz bei der Fertigstellung des Manuskriptes.

**Timo Heimerdinger/Innsbruck und
Marion Näser-Lather/Marburg – im Herbst 2018**